

Johannes C. Kerner

DIE ERBEN DES TERRORS

Thriller



PROLOG

10. Februar 2013 • 12° 53' 36.32" Nord, 61° 10' 57.53" West

50 Meter vor der Nordküste von Mustique, St. Vincent und die Grenadinen

Alexander Rybak konnte es nicht fassen, was er gerade im Radio gehört hatte. In Nischnjaja Tura, einem zwanzigtausend-Seelen-Ort im zentralen Ural, waren 10.4 Grad Außentemperatur gemeldet worden.

Das erste Verwunderliche an der Meldung war die für die Jahreszeit ungewöhnlich hohe Temperatur. Das zweite Ungewöhnliche war, dass Rybak seit fast fünfzig Jahren täglich den Wetterbericht hörte, und Nischnjaja Tura nicht ein einziges Mal erwähnt worden war. Und das dritte war, dass am Vortag die Temperatur in Lukojanow im Osten Russlands 10.4 Grad betragen hatte. Die aber, so die Radiomoderatorin, sei falsch berichtet worden und betrage eigentlich minus 10.4 Grad.

Rybak schaltete seinen Weltempfänger aus, das Rauschen verstummte und um ihn herum kehrte die Ruhe ein, an die er sich so gewöhnt hatte. Er hörte nur noch das leise Plätschern der Wellen an seinem Boot. 10.4 Grad, dachte Rybak und öffnete sein Barfach an der Backbordseite. Er nahm eine Flasche Rum heraus, ging auf die gegenüberliegende Seite und öffnete ein anderes Schapp, um sich ein Glas zu nehmen. 10.4 Grad, wiederholte er in Gedanken, und verzichtete auf das Glas. Nach fast 50 Jahren war es tatsächlich so weit.

Er stieg die alte, aber solide Treppe aus frisch geöltem Lärchenholz nach oben. Rybak setzte sich ins Cockpit, er brauchte Luft, er musste atmen. Mit den ersten Sonnenstrahlen des Tages nahm er einen tiefen Schluck aus der Flasche. Es war ein ausgezeichneter, karibischer *Rhum Agricole* aus Martinique.

Das Boot, das seit neunundvierzig Jahren sein Zuhause war, wirkte plötzlich klein und eng. Mit dem zweiten Schluck Rum sah er die orange glühende Korona der Sonne über dem orangebraunen Meer auftauchen. Dieser Sonnenaufgang veränderte seine Welt. Doch nicht nur Rybaks Welt, sinnierte er, früher oder später würde dieser Sonnenaufgang die gesamte Welt verändern. 10.4 Grad, hatte die Radiomoderatorin gesagt.

„Sir Alexander“, hörte Rybak von hinter ihm auf dem Wasser. Es war eine vertraute Stimme, aber so früh? Er sah auf seine Uhr, eine Breitling Navitimer, die immer noch so präzise lief wie am ersten Tag. Zu Beginn seiner Reise war der Chronograph ein unverzichtbares Werkzeug gewesen. Heute nutzte er die Uhr so, wie die meisten anderen Menschen auch: Zum Ablesen der Uhrzeit. Sechs Uhr und fünfzig Minuten – Luis war nicht zu früh, er war fünf Minuten zu spät. Aber Luis war nie zu spät – wie oft hatte er schon gerufen? Wie abwesend war Rybak, fragte er sich. Wie konnte er überhört haben, dass das Dinghy des jungen Luis Ceasar, ein pfiffiger junger Geschäftsmann, zu seinem Boot gefahren war? Ein Blick auf die Flasche Rum erklärte einiges – die Hälfte fehlte.

10.4 Grad, dachte er ein weiteres Mal. „Guten Morgen, Luis“, sagte er zu dem sechzehnjährigen, dunkelhäutigen Insulaner, der jeden Tag, pünktlich um viertel vor sieben, an seinem Boot gewesen war. Er bedankte sich kurz und ungewohnt schroff, als der junge Mann ihm eine dünne Plastiktüte mit Lebensmitteln übergab.

Eine sanfte Brise trieb den Duft gekochter Bananen auf das Boot, auch die Insel schien aufzuwachen. Essen, dachte sich Rybak, ist in der aktuellen Situation vielleicht besser als Alkohol, und nahm eine Banane aus der Plastiktüte. Bananen waren in seinen Augen das einzig Negative an den Grenadinen – die Bauern auf der Insel hatten offenbar eine rege Begeisterung für die gelben Früchte entwickelt und weitestgehend ignoriert, dass man auch andere Sachen anpflanzen kann. Aber Bananen schmeckten wunderbar, vor allem in Verbindung mit einem Glas Rum.

Ein Blick in die Bucht zeigte ihm, dass Luis mit seinem Dinghy weiter zur nächsten Yacht getuckert war, einem brandneuen und sicher über eine halben Million Dollar teuren Katamaran, der am Vorabend angekommen war und auf dem bis weit nach Mitternacht lautstark gefeiert wurde. Franzosen, dachte sich Rybak, die haben es sicher eilig und sind bald wieder weg, sodass er bald wieder seine himmlische Ruhe haben würde, genau wie das nette alte britische Pärchen auf der alten Ketsch.

Zu dem britischen Schiff hinüberblickend sah er die Schweizer Flagge seines eigenen Bootes kaum bewegt an ihrem Flaggenstock hängen. Die britische, so

dachte er, sei viel schöner – die Flagge, nicht das Boot. Dieses, eine etwa fünf- undzwanzig Jahre alte Swan, eines der edelsten und teuersten Segelboote überhaupt, war in einem erbärmlichen Zustand. Nicht so seine neunundvierzig Jahre alte, sechzehn Meter langen und perfekt glänzende *Nikita* – aber auch die *Nikita* sähe nicht mehr so gut aus, hätte er nicht die finanziellen Mittel zur Verfügung, die er hatte. 10.4 Grad, dachte er nochmals. Sehr teure 10.4 Grad.

11. Februar 2013 • 12° 53' 36.32" Nord, 61° 10' 57.49" West

49 Meter vor der Nordküste von Mustique, St. Vincent und die Grenadinen

Als Rybak am nächsten Morgen erwachte, konnte er sich nicht mehr erinnern, wie der letzte Tag vergangen war. Er sah in der Flasche Rum auf dem Salon-tisch, neben dem er eingeschlafen war, noch einen kleinen Schluck und nahm ihn sofort zu sich, während er das Radio gerade rechtzeitig einschaltete.

„Und hier ist Anna Schein mit dem Wetterbericht“, kündigte die Nachrichtensprecherin um vier Minuten nach sechs Uhr morgens an. Sie gab daraufhin, gutgelaunt wie immer, die Temperaturen der wichtigsten Städte auf diesem Planeten durch. „New York minus zehn, Paris minus zwei Grad. Moskau minus achtzehn, Peking null Grad. Tokyo plus drei, Sydney plus achtzehn. Werchneuralsk ...“ – eine völlig unbedeutende Kleinstadt im Ural – „... 10.4 Grad. Und wir entschuldigen uns für eine Falschmeldung von gestern – in Nischnjaja Tura hat es gestern wie heute minus 10.4 Grad.“

Alexander Rybak schaltete seinen Weltempfänger aus und starrte ihn fassungslos einige Minuten an. Aus reiner Routine drückte er dreimal auf einen Kontrollschalter, der daraufhin dreimal rot aufblinkte. Wenigstens ist das alles in Ordnung, dachte er sich. Er ging ins Vorschiff in die Duschoilette. Im Spiegel sah er sein Gesicht. Für sein Alter, mittlerweile war Rybak vierundsiebzig Jahre alt, sah er ausgezeichnet aus. Er war nicht mehr so schlank und sportlich wie damals, 1963, als sich sein Leben von einer Sekunde auf die nächste so schlagartig verändert hatte. Aber er war in Würde gealtert. Die Seeluft hatte sein Gesicht auf die einzigartige Art, wie es nur Seeluft vermag, rau gemacht. In seinen vollen weißen Haaren klebte ein wenig Salz. Den Vollbart, den er zu tragen

pflegte wie die meisten alten Seemänner, sollte er mal nachstutzen, war sein Eindruck.

Fünf Minuten später nahm er ein Handtuch aus dem Schapp unter dem Waschbecken, trocknete sich ab, schaltete kurz die Bilgenpumpe ein, die das unter den Bodenbrettern schwappende Duschwasser nach draußen beförderte, und ging ins Cockpit. Es wurde Zeit für ein Frühstück, dachte er, und mit diesem Gedanken sah er auch schon Luis mit seinem Dinghy antuckern.

Luis, nach wenigen Sekunden achtern am Schiff angekommen, begrüßte Rybak mit einem freundlich-fröhlichen „Good Morning, Sir Alexander“. Luis sprach all seine Kunden mit Sir an, das gefiel ihnen und er bekam eigentlich immer ein ordentliches Trinkgeld. Er bat dann, sich mit einer Hand aus dem kleinen Schlauchboot herauslehnd und an der kleinen Holzplattform am Heckspiegel der *Nikita* festhaltend, wie jeden Morgen um Erlaubnis, an Bord kommen zu dürfen.

In seiner Zeit bei der Marine hätte Rybak auch niemals ein Boot betreten, ohne vorher um Erlaubnis zu fragen – vor allem bei einem Militärschiff riskierte man dadurch, einfach erschossen zu werden. In der heutigen Zeit hingegen verkommen die guten Sitten der Seemannschaft immer mehr, und außer auf amerikanischen Booten darf sowieso niemand mehr erschossen werden, nur weil er einfach an Bord gekommen ist. Alleine aber für die Einhaltung guter alter Sitten hatte sich Luis das üppige Trinkgeld, was er regelmäßig erhielt, verdient.



Nach dem Saft einer frischen Kokosnuss, die Luis diesmal mit dem Frühstück gebracht hatte, war Alexander Rybak merklich weniger entsetzt als noch eine Stunde vorher, als er im Radio gehört hatte, dass Nischnjaja Tura doch kälter war als am Vortag angegeben. Vor neunundvierzig Jahren hatte er sein Heimatland verlassen mit einer Mission, von der er immer gehofft hatte, sie nie ausführen zu müssen. Jetzt aber hatte er es schon zweimal gehört, dass seine Mission befehligt wurde, und er musste handeln.

Oder zumindest, überlegte er, musste er sich entscheiden, wie er handeln sollte. Den Befehl verweigern, das kam eigentlich nicht in Frage. Um seine Mission

durchzuführen, war einiges zu tun. Aber er hatte viel Zeit, mehr als ein halbes Jahr, insofern sah er keinen Grund zur Eile. Eher sah er einen guten Grund für ein weiteres Glas Rum – bis zum Herbst sollte seine Leber das schon durchhalten, dachte er sich.

Eine weitere Stunde später, die Sonne hatte die Luft schon fast auf die für den Tag üblichen dreißig Grad erhitzt, fühlte sich Rybak bereit, dem Protokoll zu folgen. Er ging wieder nach unten in den Salon, kniete sich auf den Boden. Er klappte ein Brett der Bodenverkleidung vor ihm hoch und sah den alten Tresor. Das Kunstharz, mit dem 1963 die besten Schiffsbauer seines Landes den Stahltesor an den Rumpf des Aluminiumbootes laminiert hatten, war fest wie Beton. Um den Tresor zu stehlen bräuchte man einen Presslufthammer, und wahrscheinlich würde man eher das Boot versenken als ihn herauszubekommen.

Die Tresortür hingegen hatten nicht die besten Ingenieure seines Landes gebaut. Oder zumindest nicht die besten Metallgießer, denn die Drehvorrichtung zum Einstellen der Kombination hakte seit zwanzig Jahren. Die Innenmechanik schien aus besserem Material zu sein, dennoch war es keine Freude, den Tresor zu öffnen. Aber dafür gab es, wie für viele Teile auf einem Boot mit Metallteilen im Salzwasser, Multifunktions-Kriechöl.

Rybak sprühte eine unvernünftig groß wirkende Menge Kriechöl auf das Schloss und nahm die goldene Kette ab, die er immer um seinen Hals trug. An der Kette hing ein stählerner Schlüssel, glatt geworden von neunundvierzig Jahren Reibung an Rybaks Haut. Er passte aber immer noch in das Schloss, als wäre er neu.

Ein paar Minuten später, nachdem das Öl seine Aufgabe erfüllt hatte und alles wieder geschmeidig zu laufen schien, drehte Rybak das Zahlenschloss ein paar Mal im Kreis, bis sich das Hakeln weitgehend erledigt hatte. Dann stellt er die erste Zahl ein: Dreimal rechtsherum auf 09. Zweimal linksherum auf 05. Einmal rechtsherum auf 63.

NICHT MEHR SO BÖSE WIE FRÜHER

22. April 2011 • 38° 53' 47.35" Nord, 77° 01' 12.99" West

E Street & 6th, Washington, DC, USA

Der Konferenzraum von MLC International war im schlichten, aber edlen Stil gehalten. Ein renommierter Möbeldesigner aus Chicago, den Philip Lowell aus Collegezeiten kannte, hatte das Mobiliar entworfen. Ein dunkelbrauner Tisch aus sieben Zentimeter dicker Amerikanischer Walnuss bildete das zentrale Element. Zweieinhalb Meter breit und acht Meter lang hatten acht Arbeiter größte Mühe gehabt, die fast eine Tonne schwere Tischplatte in den Raum zu bringen. Die Stühle hatte der Designer einige Jahre zuvor für die Firma Knoll entworfen, sie waren einer der Bestseller geworden – trotz oder aufgrund des Stückpreises von über dreitausend Dollar.

Zehn dieser Stühle standen mit großzügigen Abständen um den Tisch herum. Jeder Einzelne, der an dem Konferenztisch Platz nahm, hatte genug Fläche zur Verfügung, um vernünftig zu arbeiten. Zumindest normalerweise.

An diesem Freitagabend waren neben Lowell, der das „L“ zum Firmennamen beigetragen hatte, Alan Creighton, der zweite der drei Gründungspartner, sowie ein Senior Partner, Andrew Apton, und ein Junior Partner, Chandima Rajapathirana, anwesend. Trotzdem war der Tisch bedeckt mit Unterlagen, das große Whiteboard an der westlichen Wand vollgeschrieben. In jeder Ecke stand ein mit Wörtern, Linien und Pfeilen gefülltes Flipchart. Die meisten Fenster des Raumes waren mit bereits beschriftetem Flipchart-Papier zugeklebt. Der Beamer, der die Ostwand beschien, zeigte den Bildschirm von Chandima Rajapathirana.

Lowell öffnete die Glastür zum Konferenzraum mit der Schulter, da er in den Händen einen Vierertray Kaffee trug, den er gerade vom Starbucks an der Kreuzung der E Street einen Block westlich geholt hatte. Die zwei Minuten, die er zum Coffeshop lief, waren genau die Zeit, die er brauchte, den Kopf wieder freizubekommen. Und um 21.30 Uhr Abends, am Wochenende, arbeitete auch die bestbezahlteste Sekretärin nicht mehr.

„Einmal Espresso Macchiato für dich, Alan“, sagte Lowell, während er seinem langjährigen Geschäftspartner den heißen Becher auf irgendwelche nicht allzu wichtig wirkenden Unterlagen stellte, wohl wissend, dass sie wichtig waren. Zwei Meter weiter links wiederholte sich der Monolog mit einem Cappuccino für Andrew, auf der gegenüberliegenden Seite des Tisches mit einem Skinny Cinnamon Dolce Latte für Chandima.

Ein Skinny Cinnamon Dolce Latte ist ein mit Zimtsirup aufgewerteter Latte Macchiato ohne Zucker und mit fettarmer Milch und schmeckt scheußlich. Aber, dachte Lowell weiter, kein Zucker und kein Fett ist vielleicht genau das, was der Körper braucht, um Chandimas Figur zu haben, oder zu behalten.

Lowell hätte Chandima allein schon wegen ihres Aussehens eingestellt, erinnerte er sich wieder an das erste Interview vor drei Jahren. Wenn er eine junge Frau für den Empfang gebraucht hätte. Die aber hatte er schon – oder immer wieder. Attraktive junge Frauen gehen gerne ins Zentrum der Macht, hier nach Washington, DC. Die meisten stellen aber bald fest, dass das Pflaster hier sehr rau ist, man mit Nettigkeit und gutem Aussehen allein nicht weiterkommt.

Brandy, eine Südstaatenschönheit mit einem Bachelor in Kunstgeschichte (oder etwas vergleichbar Unnützem), die fast ein Jahr bei MLC International geblieben war, hatte die Firma zwei Wochen zuvor in Richtung LA verlassen, um Model zu werden. Oder Filmstar. Lowell hatte ihr zwar deutlich gemacht, dass LA und das Modelbusiness sicher kein angenehmeres Pflaster wäre, als das politische DC, aber das brachte gar nichts. Sie ging trotzdem.

Ihre Nachfolgerin, Rose, Tochter eines Marinesoldaten, hatte gegenüber Brandy einen großen Vorteil: Sie war pünktlich wie ein Uhrwerk. Sie hatte den Nachteil, dass sie mit jedem Mitarbeiter von MLCI flirtete, weitgehend unabhängig von Position und Geschlecht.

Wäre MLCI eine normale Anwaltskanzlei, wäre das untragbar. Die damit verbundenen Risiken, vor allem das Kostenrisiko, dass ein Mitarbeiter wegen sexueller Belästigung den Arbeitgeber verklagt, wären viel zu hoch. MLCI ist aber keine normale Anwaltskanzlei, das sind die meisten Sozietäten in Washington nicht. MLCI ist eine Strategieberatung – Schrägstrich – PR-Agentur – Schräg-

strich – Kanzlei. Auf der Internetseite von Lowell und seinen Kollegen steht, dass sie Krisenmanagement anbieten.

Deswegen gibt es bei MLC International selbst keine Krisen.

Und mit Neuzugängen wie Chandima Rajapatirana auch bei den Klienten nicht, dachte Lowell, während er an seinem eigenen Café Americano, verdünnten Espresso in der Größe *Venti*, etwas mehr als ein halber Liter, nippte. Chandima war die Tochter einer Harvardprofessorin und eines Rechtsanwalts bei der ACLU, der amerikanischen Bürgerrechtsorganisation, über den der Privatdetektiv, der jeden neuen Mitarbeiter und seinen Hintergrund gründlich prüfte, nicht viel herausfinden konnte.

Chandima hatte an der Universität ihrer Mutter Rechtswissenschaften studiert und mit einem J.D. abgeschlossen, wie fast alle Mitarbeiter von MLCI. Mit dreiundzwanzig Jahren hatte sie ein Jahr in Deutschland studiert. Mit einigen Kontakten, vor allem mit einem LL.M., einem Abschluss in internationalem Recht, war sie wieder in die USA zurückgekommen. In weiteren zwölf Monaten machte sie an der University of California in Stanford einen MBA, einen der renommiertesten Wirtschaftsabschlüsse an einer der besten Universitäten der Welt.

Als sie sich zwei Wochen nach ihrem fünfundzwanzigsten Geburtstag bei Miller, Lowell & Creighton International vorstellte, hatte sie neben dieser unglaublichen Fülle akademischer Qualifikationen dazu ein Gesicht, was die meisten Bollywood-Schönheiten in den Schatten stellte und eine perfekte schlanke Figur, die zumindest in einem roten Abendkleid dazu führt, dass ein ganzer Raum voller Männer – oder auch Frauen – schweigt und starrt. Zumindest für eine Sekunde, bis es jemandem auffällt, dass das unangebracht ist.

So war es bei der Weihnachtsfeier 2010 von MLCI. Irgendwann, beschloss Lowell, würde er sie auf eines der Dinner im Weißen Haus mitnehmen – nur um zu sehen, ob sie dort den gleichen Effekt hatte. Jetzt aber war nicht der Zeitpunkt für solche Spielchen, jetzt musste gearbeitet werden. Und das sah man auch Chandima an, deren lange schwarze Haare, zu einem strengen Dutt gebunden, deutlich vermittelten, dass gerade *only work and no play* – Zeit ist. Wie auch immer man nach zwölf Stunden Arbeit immer noch eine perfekte

Frisur haben kann, sinnierte Lowell, während er sich durch seine grau melierten Haare strich und aufstand.

„Okay“, sagte er, „Zeit für eine Zusammenfassung“.

Die beiden Jüngerer im Raum blickten kurz auf die untere rechte Ecke ihres Bildschirms, Alan Creyghton auf seine IWC-Uhr.

„22 Uhr, wir haben noch zwölf Stunden bis zum JCS – Meeting. Wir wissen, was wir präsentieren wollen, jetzt geht es nur noch um die Storyline, damit die das auch verstehen. Chandima, du bastelst schon daran, lass mal hören“.

Chandima setzte sich ein bisschen nach hinten, damit sie das Beamerbild selbst besser sehen konnte. Sie drückte ein paar Tasten, bis die Projektion des Bildschirms eine Folie mit einer Zeitleiste zeigte. Sie fing mit ruhiger, aber überzeugter Stimme an zu sprechen: „Nun, die JCS, die Joint Chiefs of Staff, sind ja fast alle Militärs. Denen müssen wir mit etwas Militärischem kommen. Die anderen Anwesenden, also die Politiker und die Geheimdienstleute, verstehen die PR-Impacts sowieso.“

„Ganz so vereinfacht würde ich das jetzt nicht sagen“, unterbrach Andrew Apton, offiziell ihr direkter Vorgesetzter. „Unsere Linie ist uns klar, dafür haben wir hier ja zwei Monate recherchiert, überlegt, Umfragen gemacht und so weiter. Aber das müssen wir schon *alles* rüberbringen“.

„Ja, sehe ich genauso“, setzte Chandima ihre Rede unbeirrt fort, „deswegen müssen wir die Verbindung von der Vergangenheit, der militärischen Vergangenheit, zur modernen PR plastisch machen“.

„Wie plastisch? Die Grafik versteht doch kein Schwein!“, sagte Creyghton.

„Das kann doch dann der Presentation Service machen“, widersprach Lowell, ohne groß darüber nachzudenken, dass die alle bereits Wochenende hatten.

„Nein“, korrigierte Chandima, „das geht zeitlich nicht. Aber wir brauchen auch nicht so viele Slides, und das hier ist nur meine persönliche Übersicht. Darf ich mal meinen Plan vorstellen, dann können wir anschließend über die Pros und Contras, daran anschließend über die Struktur und dann am Schluss über die Gestaltung reden?!“. Sie betonte die beiden *anschließend* und sagte Gestaltung mit einer gehörigen Portion Verachtung.

Lowell war genau wie Chandima klar, dass eine schlecht designte Präsentation bei jedem Zuhörer die Assoziation mit schlechten Inhalten weckt, aber das war jetzt wirklich nicht wichtig. Noch nicht. Aber der Satz, so wie sie ihn gesagt hatte, würde nur zu einer Diskussion führen, insofern sprang er ihr zur Seite: „Find ich super, das Konzept. Also, Inhalte, los geht’s“.

„Vor fünf Jahren hat die irakische Regierung Saddam Husain gehängt“, war Chandima sofort wieder beim Thema. „Den Medienrummel um den Prozess und die Hinrichtung haben sicher noch alle im Kopf, und das war ja, nun, nicht so toll“.

Die drei Männer schmunzelten.

„Husain war ein widerwärtiger Diktator, aber wir – also die Regierung, genauer die Militärs, die bei dem JCS – Meeting sitzen werden, hatten sein Land überfallen. Und wir haben die Massenvernichtungswaffen, weswegen wir – also die – einmarschiert waren, nicht gefunden. Entsprechend hatte der Diktator in seinem Prozess, der sogar von den liberalen Medien in den USA als Schauprozess bezeichnet wurde, nur das imperialistische Verhalten der Amerikaner angeprangert.“

„Und dann steht er nach dem Prozess am Galgen, und während die liberalen Medien *Siegerjustiz* schreien, steht der Mann da und betet, bis jemand die Falltür öffnet. Die Bösen heute sind einfach nicht mehr so böse wie früher, und das ist der Knackpunkt. Oder zumindest sind sie subtiler.“

„Das gefällt mir“, warf Creyghton ein, „*Die Bösen heute sind einfach nicht mehr so böse wie früher*“.

„Mir auch“, sekundierte Apton, „und da kann man sicher was draus machen. Aber früher? Von Vietnam will doch keiner was hören“.

„Vietnam sicher nicht“, fuhr Chandima fort, „keiner in Amerika redet gerne über Kriege, die Amerika nicht gewonnen hat“.

„Aber haben wir denn in Afghanistan wirklich gewonnen?“, warf Apton ein.

Lowell widersprach: „Das ist nicht unser Problem.“

„Genau“, pflichtete Creyghton bei. „Es ist offizielle Policy der Obama-Regierung, dass wir da gewonnen haben, deswegen gehen wir ja wieder. Chan-

ge und so. Rückzug aus dem Irak, Rückzug aus Afghanistan, Schließung von Guantanamo. Endlich eine schöne, friedliche Welt.“

Die drei anderen lachten kurz, rissen sich aber schnell wieder zusammen, als Chandima genau an diesem Punkt ansetzte: „Es ist genau der *Change You Can Believe In*, den wir kolportieren müssen. Präsident Obama wurde international bejubelt für seine Versprechen vom Wandel, von der Abkehr vom Krieg, von der Schließung des Gefangenenlagers in Guantanamo. Und jetzt wird er immer unbeliebter. Er kann sich nicht so einen Patzer leisten wie Bush, der von Gott und der Welt, ja sogar von jeder Nichtregierungsorganisation, von Amnesty International bis zur Waffenlobby, für den Umgang mit Saddam Husain kritisiert wurde, als dieser gefangen genommen wurde.“

„Die Republikaner geben uns nur ein Drittel der Aufträge, die wir von den Demokraten bekommen“, sagte Apton. „Insofern bin ich da mal d'accord“.

Zu albern durfte das jetzt nicht werden, auch wenn es stimmte, überlegte Lowell. Obama war gut für MLCI, Demokraten waren eigentlich immer der Meinung, dass Zivilisten alles können. Republikaner vertrauten mehr ihren Militärs, und das bedeutete weniger Geld für MLCI.

„Spaß beiseite, soweit bin ich bei dir, Chandima. Auch das Motto mit den Bösen find ich super, und wenn du nicht Vietnam nehmen willst für die Bösen, oder die Russen – zu denen fiele mir nichts ein – dann bleiben nur die Nazis. Ist das nicht ein bisschen weit hergeholt?“

„Überhaupt nicht“, entgegnete Chandima, während sie hastig durch ein paar Folien klickte, so schnell, dass man auf dem Beamer kaum mitkam. Sie blieb bei einer Folie stehen, auf der nebeneinander zwei Bilder waren, die Männer an einem Galgen stehend zeigte.

„Vor sechzig Jahren, als die politische Elite Nazideutschlands in Nürnberg gehängt wurde, konnte man das im Fernsehen zeigen. Da gab es Leute wie Julius Schleicher – der auf dem Bild links – dessen letzte Worte „Heil Hitler“ mit entsprechendem Gruß waren. Uneinsichtig und böse bis aufs Blut.“

Chandima machte eine kurze, rhetorische Pause, um den Punkt zu unterstreichen, bevor sie fortfuhr:

„Und Husain? Nicht nur hat er in dem Prozess die Amerikaner gedemütigt, die irakische Regierung als Marionetten bezeichnet, nein, seine letzten Worte waren *Es gibt keinen Gott außer Allah und Mohammed ist der Gesandte Gottes.*“

„Der hat ernsthaft gebetet?“, fragte Lowell.

„Ja.“, antwortete Apton, sichtlich von der mangelhaften Unterlagenlektüre seines Chefs genervt.

„Er hat wirklich gebetet“, setzte Chandima fort. „Und betende Menschen töten? Das geht nicht im Fernsehen. Haben sie auch nicht gemacht, aber heute hat ja auch noch jeder ein Handy mit einer Kamera, sodass von eigentlich allem, was man so macht, irgendwann ein Video auftaucht. Das von Saddam gab's bei YouTube. Und daraufhin wurde Amerika sogar von den Befürwortern der Todesstrafe kritisiert, weil das *unwürdig* gewesen sei“.

„Was die muslimischen Feiglinge auch immer sofort aufgeben müssen, wenn's eng wird, knien sich hin und beten zu Allah“, scherzte Apton.

„Das ist aber genau das Problem, und ich glaube auch, dass die Militärs das verstehen. Du kannst nicht als der große Befreier kommen, wenn die Leute nicht befreit werden wollen, deswegen haben sie ja damals auch die Japaner geneked, weil die sich lieber selbst umbrachten als aufzugeben – äh, befreit zu werden“, sagte Creighton kühl.

Auf diese Zustimmung hatte Chandima gewartet: „Eben - Gerichtsprozesse für Verbrechen gegen die Menschlichkeit sind eine tolle Sache, demokratisch und fair und so. Aber wenn der Weiße Ritter selber Dreck am Stecken hat, dann ist das eben nicht die beste Idee.“

„Und das Internet ist sowieso voll damit, dass Ibn Ladin von den Amerikanern unterstützt wurde wie doof, damals, als es noch gegen die Russen ging“, sagte Apton und dachte an den Bond-Film *Der Hauch des Todes*, wo der Prototyp des westlichen Helden gemeinsam mit den Mujaheddin kämpft.

„Und deswegen muss Ibn Ladin weg“, konstatierte Lowell mit einer Überzeugung in seiner Stimme, sodass alle anderen kurz etwas betreten blickten. Schnell aber merkten sie, dass Chandimas Konzept aufgehen würde. Creighton fasste das Konzept zusammen:

„Wir sind uns also einig, dass wir folgende Linie fahren: Die Bösen heute sind einfach nicht mehr so böse wie früher, illustrieren das mit dem Nazi, dem Schleicher, ziehen die Parallele zu Husain und wie katastrophal da die öffentliche Reaktion war, ...“

„Da haben wir Umfragewerte für“, fiel ihm Apton ins Wort.

„... und zeigen die Umfragewerte dafür, wenn wir sie schon haben. Dann zeigen wir ein paar Internetzitate zu Ibn Ladins Vergangenheit ...“

„und den Abspann von Rambo III, gewidmet den tapferen Mudjaheddin“, fiel ihm Apton ins Wort.

Creyghton unterbrach sich. „Ernsthaft“?

„Es kann Rambo II gewesen sein, aber ja.“

„Rambo I spielt hier, II in Vietnam. Muss Rambo III sein“, erklärte Chandima, was ihr irritierte Blicke der drei Männer einbrachte. „Ich steh auf kaputte Typen mit vielen Muskeln“, ergänzte sie, ohne dass den anderen klar wurde, ob das ein Scherz war oder nicht.

„Dann auf jeden Fall den Abspann von Rambo III“, fuhr Creyghton fort, „zusammen mit den Internetziten.“ Er machte eine kurze Pause.

„Wir haben also durch und durch böse Nazis. Und betende Moslems. Betende Moslems, die Amerika mit Schmutz bewerfen. Ein paar liberale Medienzitate mit *Schauprozess* und *Siegerjustiz* als Schlagwörter. Zwischenfazit: Die Bösen heute sind einfach nicht mehr so böse wie früher.“

„Dann eine Reflexion über Ibn Ladin – achtet da drauf, den Ladin für die Militärs verständlich *Osama bin Laden* zu schreiben, auch wenn’s falsch ist – und seine Vergangenheit und was die öffentliche Meinung dazu ist.“

„Können wir da einen *Change You Can Believe In* darstellen?“, scherzte Chandima, und erklärte sofort: „... also dass es eben kein *Change You Can Believe In* ist, dass Amerika erst den tapferen Mudjaheddin einen Film widmet und sie dann tot bombt? Sollte doch gehen mit neueren Internetziten, gibt ja genügend Spinner, die da was schreiben.“

„Tolle Idee, Chandima“, erwiderte Creyghton. „Also, nach dem Zwischenfazit kommt die Reflexion über Ibn Ladins Vergangenheit mit den USA und die

Internetmeinungen über diesen Wandel. So, dass ganz klar wird, wie der Mann Obama und das US-Militär vorführen könnte. Dann ein schönes Schreckensszenario mit fiktiven Zeitungsmeldungen aus Interviews mit Ibn Ladin oder Erkenntnisse aus seinen Aussagen in einem eventuellen Gerichtsprozess. Aussagen, die sicher keiner der Anwesenden lesen will. Und dann wieder die Feststellung, die Bösen heute sind einfach nicht mehr so böse wie früher.“

Lowell, der mittlerweile über zwanzig Jahre als juristischer Schrägstich strategischer Berater Politikern half, war wieder einmal erstaunt, wie gut das alte „Sag, was du sagen willst, sag es, und sag, was du gerade gesagt hast“ – Konzept funktioniert. Dreimal „Die Bösen heute sind einfach nicht mehr so böse wie früher“, und schon glaubt es jeder. Und in dem Fall stimmte es sogar.

„Die Bösen heute sind einfach nicht mehr so böse wie früher“, das ist also der Aufhänger für die Strategieempfehlung, die MLCI morgen den höchsten Militärs und Politikern der Vereinigten Staaten von Amerika geben würde: Usama Ibn Ladin muss sterben. Lowell lächelte zufrieden. „Perfekt“, sagte er. „Osama bin Laden muss sterben, weil die Bösen heute einfach nicht mehr so böse wie früher sind. Jemand Hunger?“